

John Lanchester

# Hotel Empire - Hongkong

Roman

Übersetzt aus dem Englischen von Matthias Fienbork

ISBN-10: 3-552-05324-7

ISBN-13: 978-3-552-05324-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05324-3>  
sowie im Buchhandel

Ich war der Empfehlung des Kapitäns gefolgt. Das Hotel Empire, mitten in Victoria auf der Insel Hongkong gelegen, war ein schönes, kühles Kolonialgebäude mit Deckenventilatoren, Palmen in der Lobby und einem belgischen Koch. Masterson war Direktor und halber Besitzer. Die andere Hälfte gehörte einem Deutschen namens Münster, der nicht in Hongkong lebte. Die beiden hatten sich in den Zwanzigern in Singapur kennengelernt und zusammengetan. Masterson war ein dünner, energischer Mann in den Vierzigern, von jener konzentrierten Art, mit der man abwesend wirken kann. Zu anderen Zeiten, in einer glanzvolleren Phase des britischen Kolonialreichs, wäre er Chef von irgendwas Bedeutendem geworden. Er war in die Hotelbranche gegangen, um ein Vermögen zu machen, und deshalb auch nach Hongkong ausgewandert. Als ich mich ihm vorstellte, saß er an der Hotelbar, einem langgestreckten Raum, der von der eleganten Lobby abging. Er war zwanglos gekleidet, weißes Jackett, der oberste Hemdknopf geöffnet. Er rauchte. Damals, als viele Menschen sehr viel rauchten, rauchte er buchstäblich ununterbrochen.

Hoteliers machen sich wenig Illusionen über die menschliche Natur, Masterson machte sich überhaupt keine. Er stellte mir einige Fragen über meine Erfahrungen, meine Kantonesisch-Stunden mit Maria und über den Plough, dann gab er mir die Stelle. Die Schnelligkeit und Klarheit seiner Entscheidung waren charakteristisch, wie ich später bemerkte. Ich sollte sein Assistent und für die Bar des Hotels Empire zuständig sein, für den Ausschank alkoholischer Getränke dort und im Hotel, also nicht im Restaurant.

„Irgendeine Vorstellung, was das Gebäude früher mal war?“ fragte Masterson, als wir zur Star Ferry kamen. Das hatte ich mir auch schon überlegt. Ein Hotel konnte es nicht gewesen sein, das wäre draußen an dem Schild, an der Einrichtung der Lobby und so weiter zu erkennen gewesen, aber es sah wirklich wie ein Hotel aus. Eine Art Pension?

„Keine Ahnung.“

Wir warfen unsere Münzen in den Schlitz und gingen hinauf, um auf die nächste Fähre zu warten.

„Es war ein Puff. Ein chinesisches, um genau zu sein. Die europäischen Bordelle wurden 1932 geschlossen. Drei Jahre später

waren die chinesischen dran. Fragen Sie mich nicht, wieso. Am tatsächlichen Ausmaß der Prostitution hier ändert das natürlich nichts. Sie ziehen einfach um.&laquo;  
&raquo;Stark.&laquo;  
&raquo;Typisch Hongkong&laquo;;, sagte er. &raquo;Städte konkurrieren oft miteinander. X macht dies, also macht Y jenes. Ist in der ganzen Welt so. In Schanghai kriegt man Mädchen, Jungen, Drogen, alles, mehr oder weniger offen. Wenn es einen juckt, kratzt man sich. Hongkong muß also anders sein. Hier passiert nichts offen. Natürlich wollen die Leute das gleiche, und sie tun auch das gleiche, aber eben nicht dort, wo man sie sehen könnte. Den Leuten hier würde es nichts ausmachen, in einem Hotel abzusteigen, das einmal ein chinesisches Puff war, aber niemand soll denken, daß es ihnen nichts ausmacht, weil das beweisen würde, daß sie keine ehrenwerten Menschen sind. Deshalb habe ich nein gesagt.&laquo;  
Überrascht stellte ich fest, wie sehr mich Hongkong überraschte. Mit den exotischen Dingen hatte ich gerechnet. Hakka-Frauen mit breitkrempigen Strohhüten, die nach Öl oder Lack rochen, Kulis, die unmögliche Lasten schleppten, Rikschafahrer, Schuhputzer mit Goldzähnen, japanische Geschäftsleute mit schlechtem Gebiß, Opiumraucher in dunklen Höhlen, kreisende Adler hoch über dem Peak, die tadellose Uniform des Bremsers der Peak Tram und der Blick von dort oben nach Kowloon, das verrückte Klackern von Mah-Jongg-Steinen im Dienstbotentrakt an Sonntagnachmittagen, junge Frauen, die im geschlitzten, hochgeschlossenen Kleid so viel Bein zeigten, wie ich noch nie gesehen hatte, Europäer von unklarer Nationalität, vager Arbeitslosigkeit und zweifelhaftem Appetit, Familien, die sich auf den Gräbern der Ahnen zum Picknick trafen, erzürnte chinesische Götter mit grünem Gesicht und roten Augen, der Geruch von vergorenem Fisch vor den taoistischen Tempeln, Räucherstäbchen, chinesische Kunst, Mungbohnenkuchen, Drachenbootrennen, Aberglauben und Feng Shui und Angst vor Gesichtsverlust, die billigsten besten Schneider der Welt, alte Frauen mit verkrüppelten Füßen – all das erwartete ich sicher nicht in allen Einzelheiten, das wäre gelogen, aber tendenziell schon, durchaus. Deswegen war ich ja gekommen. Hongkong war nicht Faversham, und es war nicht der Plough.  
Es war eher die andere Seite von Hongkong, die der Engländer, die

mich so überraschte. Es war wie an Bord der Darjeeling, nur viel ausgeprägter. Man ging schließlich, wie mir schien, nach Fernost, um sich von den Fesseln zu befreien, die einen in England beengten – das war doch der Zweck der Übung. Wenn man sich in England wohl fühlte, warum sollte man dann weggehen? Aber diese Atmosphäre von Anstand und Etikette, dieser Anpassungszwang war erdrückend. Überall gab es sichtbare und unsichtbare Codes. Die Kolonialverwaltung, die rivalisierenden Hongs, die Bank – sie alle hatten ihre komplexe Hierarchie, ihre eigenen Gepflogenheiten, Regeln und Vorschriften, was man tat und nicht tat, wohin man ging und was man trug und mit wem man sprach und was man sagte. Meine Freunde von der Hong Kong Bank wurden lebendig verschlungen – vom Leben im Junggesellenquartier, von organisierten Bootsausflügen und Wochenenden in Fanling, vom gesellschaftlichen Leben in der Bank und den Karrierezwängen. Der Jardines-Mann verschwand in der Welt seines Hongs wie Jonas im Bauch des Walfischs. Es gab einen Jockey Club, einen Yacht Club, den Country Club und den Golf Club und den Hong Kong Club. Die Chinesen waren zwar nicht unsichtbar, da nicht einmal die Engländer die Realität so weit ignorieren konnten, aber sie waren bestenfalls Statisten – Komparsen, dienstbare Geister, ein exotischer, aber nicht richtig wahrgenommener Hintergrund des eigentlich wichtigen Bühnengeschehens. Die Welt der Chinesen war nie ganz real. Masterson und ich gingen in den vorderen Teil der Fähre und rauchten eine Zigarette. Vor uns saß ein Mann, der sich mit einem uralten Kreuzworträtsel der Times abmühte. Schweigend genossen wir den Blick. Die Insel wirkte damals viel leerer, viel felsiger als heute; sie sah aus wie ein Naturphänomen, auf dem Menschen ihr Lager aufgeschlagen hatten, und nicht wie einer der dichtestbevölkerten und geschäftigsten Orte der Welt. Heute stehen überall auf dem Peak die Häuser, als wollten sie ihn verstecken. Damals war es noch anders.

„Ich werde mir dort drüben etwas kaufen“, sagte Masterson. „Man muß nur das Richtige finden. Man soll kaufen, wenn die Verhältnisse unsicher sind. Sicherheit ist teuer.“ Er dachte laut.

„Die Lage in China ist kritisch“, sagte ich. An der Bar des Hotels Empire war das ein beliebtes Gesprächsthema.

„In China hat man immer diesen Eindruck. Das ist die chinesische Variante des Sichteubleibens.“  
Vom Hotel bis zum Fähranleger waren es zehn Minuten zu Fuß. Sobald wir zurückgekehrt waren, ging Masterson in sein Büro und ich in meines. Ich mußte mich um ein Problem kümmern, das sich seit einiger Zeit bemerkbar gemacht hatte. Zwischen der eingekauften Menge an Spirituosen und dem vorhandenen Bestand gab es eine Differenz, woraufhin ich beschlossen hatte, jede Rechnung eigenhändig zu überprüfen und festzustellen, wo die undichte Stelle sein konnte. Das war ermüdend, am Ende würden wir jemanden zur Rede stellen und entlassen müssen. Lustlos warf ich meine Jacke über den Türhaken und trat an meinen Schreibtisch. Auf dem Stapel von Rechnungen lag zuoberst ein Brief von Maria.